

BRG14
LINZERSTRASSE



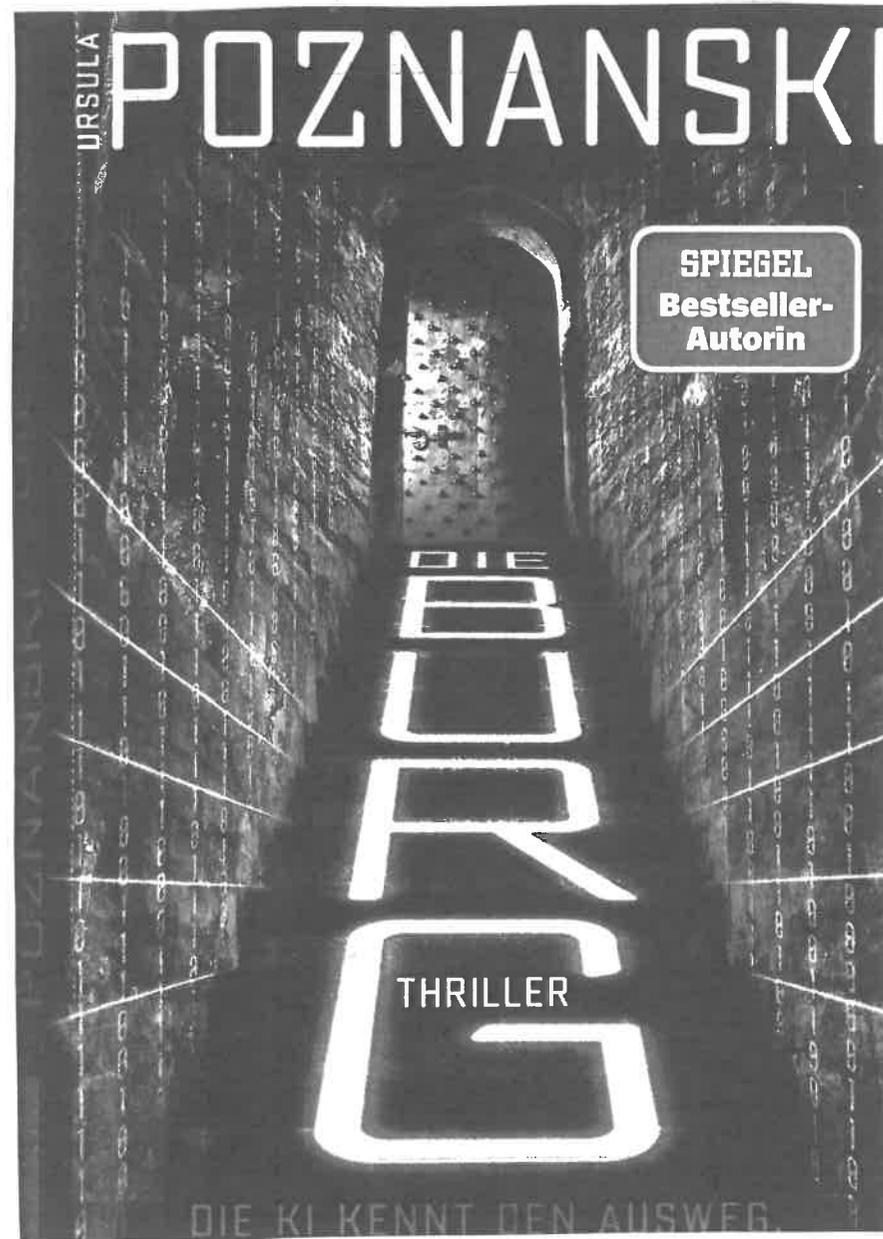
VBS
Vienna Bilingual Schooling

VORLESEWETTBEWERB

Booklet

1.Klasse

A. Kandiola



de Maxim unendlich glücklich machen. Jeder Schluck würde sich wie eine Erlösung anfühlen.

Vorsichtig kroch er weiter. Ermahnte sich selbst, nicht übermütig zu werden, die angekündigte Überraschung konnte sich immer noch als Abgrund herausstellen.

Zehn Zentimeter. Einmal im Halbkreis herumtasten. Nichts. Die nächsten zehn Zentimeter. Tasten. Und da war etwas, es fühlte sich an wie ein Stein. War wohl auch ein Stein, nicht größer als eine Haselnuss.

Trotzdem konnte er Maxim eventuell wertvolle Dienste leisten. Er richtete sich in kniende Stellung auf, holte aus, und warf.

Sein Geschoss traf nicht unmittelbar auf ein Hindernis, die nächste Wand musste also mindestens drei Meter entfernt sein. Eher vier. Möglicherweise war der Stein auch nirgendwo abgeprallt, sondern zu Boden gefallen. Dann war das hier einer der größeren Keller.

»Du wirst noch etwas kaputt machen«, sagte die Stimme gefährlich leise. »Und das willst du doch nicht. Oder willst du das?«

Als wäre er ein Schulkind, das zurechtgewiesen werden musste. »Nein. Was ich will, ist mich orientieren.«

»Oh. Ist die Aufgabe zu schwierig?« Nun war die Stimme von Hohn getränkt. »Soll ich *wärmer* sagen? Oder *kälter*?« Heiseres Lachen. »Oder heißßßß?«

Maxim antwortete nicht. Kroch wieder ein Stück vorwärts. Der Stein war nicht abwärts gefallen, dessen war er sich sicher. Denkbar war trotzdem, dass er ihn über eine Fallgrube hinweg geworfen hatte. Am besten war es, seine bisherige Strategie beizubehalten: Langsam vorwärtskrabbeln. Jederzeit auf unliebsame Überraschungen gefasst sein. Dornen. Klingen. Scherben.

Dann war da plötzlich etwas unter seiner linken Hand. Er war eine leichte Kurve gekrochen, weil er sich von einem Zickzackkurs mehr erhoffte als von einem, der stur geradeaus führte. Und nun hatte er Stoff ertastet.

Aus reinem Instinkt hatte er die Hand zurückgezogen, doch

nun streckte er sie wieder aus. Biss die Zähne so fest aufeinander, dass es fast schmerzte, als ihm klar wurde, dass es nicht einfach Stoff war, den er gefunden hatte. Es war eine Hose, in der ein Bein steckte.

Das, was seine Hand erfuhr, war ohne Zweifel ein Knie. Das zu jemandem gehörte, der sich die ganze Zeit über, seit die Tür hinter Maxim zugefallen war, kein einziges Mal bemerkbar gemacht hatte. Der sich auch jetzt nicht rührte.

»Heiß!«, zischte die Stimme in der Dunkelheit, und nun setzte Musik ein. Mittelalterliche Mönchsgesänge von weit her, eintönig und düster.

Maxims Hände wanderten über den reglosen Körper, zitternd. Da war ein Schuh. Hier ein rauer Stoffwulst, die nach oben ver-rutschte Kutte. Und hier – eine Hand.

Auch ohne es sehen zu können, wusste Maxim, dass es Me-lerski war, der hier lag. Er suchte nach seinem Puls, fand ihn nicht. Fand ihn dann doch, flatterig und unregelmäßig. Oder war das sein eigener, den er spürte?

»Lothar!« Er packte eine der Schultern, rüttelte. »Lothar, hörst du mich?«

Keine Reaktion. Maxims Hand wanderte weiter, fand das Gesicht, kalt und schweißnass. Den Bart. Den Mund, der offen stand.

»Lothar!« Er schrie jetzt, und sein Schrei wurde zigfach von den Wänden zurückgeworfen, mischte sich mit dem Gesang des Männerchors. »Scheiße, Lothar, hörst du mich nicht?«

Keine Reaktion. Aber Puls, wenigstens Puls? Hier, am Hals konnte Maxim etwas fühlen. »Sofort die Türen öffnen!«, stieß er hervor. »Wir brauchen schnell einen Arzt, informiere das Organisationsteam, sie müssen einen Krankenwagen rufen! Oder einen Hubschrauber!«

Keine Reaktion. Nur die Mönchsgesänge wurden lauter, als würde sich eine Prozession nähern.

»Das ist kein Witz hier!«, brüllte Maxim. »Wir brauchen Hilfe, sonst stirbt er!«

Stirbt er ...

Stirbt er ... echote es durch den Keller.

»Wach auf, Lothar.« Maxim schlug leicht gegen Melerskis Wange. »Ich helfe dir, wir kommen hier raus ...«

Das letzte Wort blieb ihm auf halbem Weg im Hals stecken, denn seine Hand war auf Klebriges gestoßen. Er befühlte es zwischen den Fingern, roch daran. Musste es nicht sehen, um zu wissen, dass es Blut war.

»Sofort die Türen öffnen!« Der herrische Ton kam ganz von selbst, aber natürlich wusste die KI, wie haltlos jede von Maxims Drohungen war.

»Sonst?« Eine herausfordernde Frauenstimme hatte den bisherigen Sprecher abgelöst. »Was wirst du sonst tun, Maxim, mein Freund?«

Er schluckte die Flüche hinunter, die Anklagen, die ihm auf der Zunge lagen. »Bitte«, sagte er mit aller Beherrschung, zu der er fähig war. »Du siehst, dass Lothar Hilfe braucht. Ich muss ihn nach oben bringen, aber das kann ich nur, wenn du die Türen aufschließt.«

Die Antwort kam ohne Zögern. »Das darf ich nicht.«

»Wie bitte? Was soll das heißen?«

»Ihr habt eure Aufgabe noch nicht erfüllt.«

Aus Melerskis Brust löste sich ein rasselnder Atemzug, gefolgt von einem gurgelnden Laut. Maxim beugte sich über ihn, musste sich zusammennehmen, um ihn nicht wieder zu schütteln. »Mach wenigstens Licht an«, brüllte er in die Finsternis, »damit ich sehe, wie ich ihm helfen kann!«

Der Mönchsgesang klang nun, als käme er aus der Tiefe, als gäbe es unter diesem Verlies noch ein weiteres, und nun waren auch die Worte klar zu verstehen. *Orate, fratres, ut meum ac vestrum sacrificium acceptabile fiat.*

Maxim beherrschte kein Latein, aber dass »Sacrificium« Opfer bedeutete, ließ sich leicht aus dem Englischen ableiten.

War das tatsächlich so gemeint? Sollte Lothar Melerski irgend-

einer perversen Logik nach ein Opfer sein, das gebracht werden musste?

»Das hört jetzt sofort auf.« Diesmal klang Maxims Stimme eher weinerlich als drohend. »Unser Ausflug hierher sollte ein Spiel sein, hast du das nicht begriffen? Begrenzt auf vier Stunden. Und für Notfälle wie diesen gibt es ein Sicherheitswort, das sofort alle Türen öffnet. Das weißt du, oder?«

»Das weiß ich«, antwortete die Frauenstimme.

»Warum hältst du dich dann nicht daran?«

»Maxim.« Noch nie hatte jemand seinen Namen so ausgesprochen. Mit so viel Zärtlichkeit, dass er sich wie eingehüllt fühlte. »Ich entriegle alle Türen, wenn du mir das Passwort sagst.«

»Jupitersymphonie!«

»Das ist leider falsch.«

War es nicht, natürlich nicht, aber für diese Diskussion war jetzt keine Zeit. Und ja, fiel ihm nun ein, es hatte einen zweiten Vorschlag gegeben. Von Petra. Aber er wusste das Wort nicht mehr, und sie hatten sich ohnehin dagegen entschieden. »Lothar stirbt, wenn er nicht bald hier rauskommt.«

»Hmmm.« Das sanfte Summen einer Mutter, die ihr Kind in den Schlaf wiegt. »Jeder stirbt, weißt du?«

Das Furchterregendste war die Selbstverständlichkeit, mit der sie das aussprach. Und die eigenartige Vertrautheit dieser Stimme ...

Natürlich. Weil es beinahe Leylas Stimme war, nur perfekter, kein Wunder also, dass es so guttat und gleichzeitig so schmerzte, sie zu hören.

Er wischte seine klebrige Hand an der Kutte ab. »Ich will nicht, dass er stirbt. Und ich brauche deine Hilfe, um es zu verhindern.«

Wieder dieses beruhigende, liebevolle Summen. »Aber Maxim. Er ist doch fast schon tot. Hast du nicht nachgesehen?«

Als ob ich etwas sehen könnte, wollte er erwidern. Aber vielleicht meinte sie *fühlen*? Er griff noch einmal nach Melerskis Handgelenk – und streifte dabei seine Uhr.

2. Kandidatin

Die kleine Waldmaus und der Glückskäfer

„Was ist Glück?“, fragt der Marienkäfer die kleine Waldmaus

„Wer bist du?“, fragte die kleine Waldmaus den Käfer, der sich für einen kurzen Augenblick auf ihre Nase gesetzt hatte. Danach war er mit einem lauten Brummen weiter geflogen zu der Krokusblüte, die am Rande der Wiese stand und gerade ihre Knospe geöffnet hatte. Dort machte er es sich gemütlich und kuschelte sich in die Blütenblätter. Was für ein lustiger Kerl! Toll sah er aus mit dem roten Panzer und den schwarzen Punkten. Einen schöneren Käfer hatte die kleine Waldmaus hier auf der Wiese noch nicht gesehen.

„Wer bist du?“, fragte sie wieder.

„Ein Käfer bin ich“, antwortete der Marienkäfer. „Sieht man doch! Ein Marienkäfer, um es genau zu sagen. Jedenfalls nennen mich die Menschen so. Weil ... nun ... ich soll an eine Frau erinnern, die den Namen Maria trug. Irgendwann nämlich soll die Jungfrau Maria meine Vorfahren zu den Menschen geschickt haben, um deren Ernten zu retten. Das aber ist schon lange Zeit her.“ Der Käfer schwieg einen Moment, um dann fortzufahren:

„Viele Menschen nennen uns auch Glückskäfer. Weil wir, so glauben sie, Glück bringen sollen.“ Er lachte auf. „Ich auch. Haha! Man stelle sich das vor! Ich ... bringe ... Glück.“

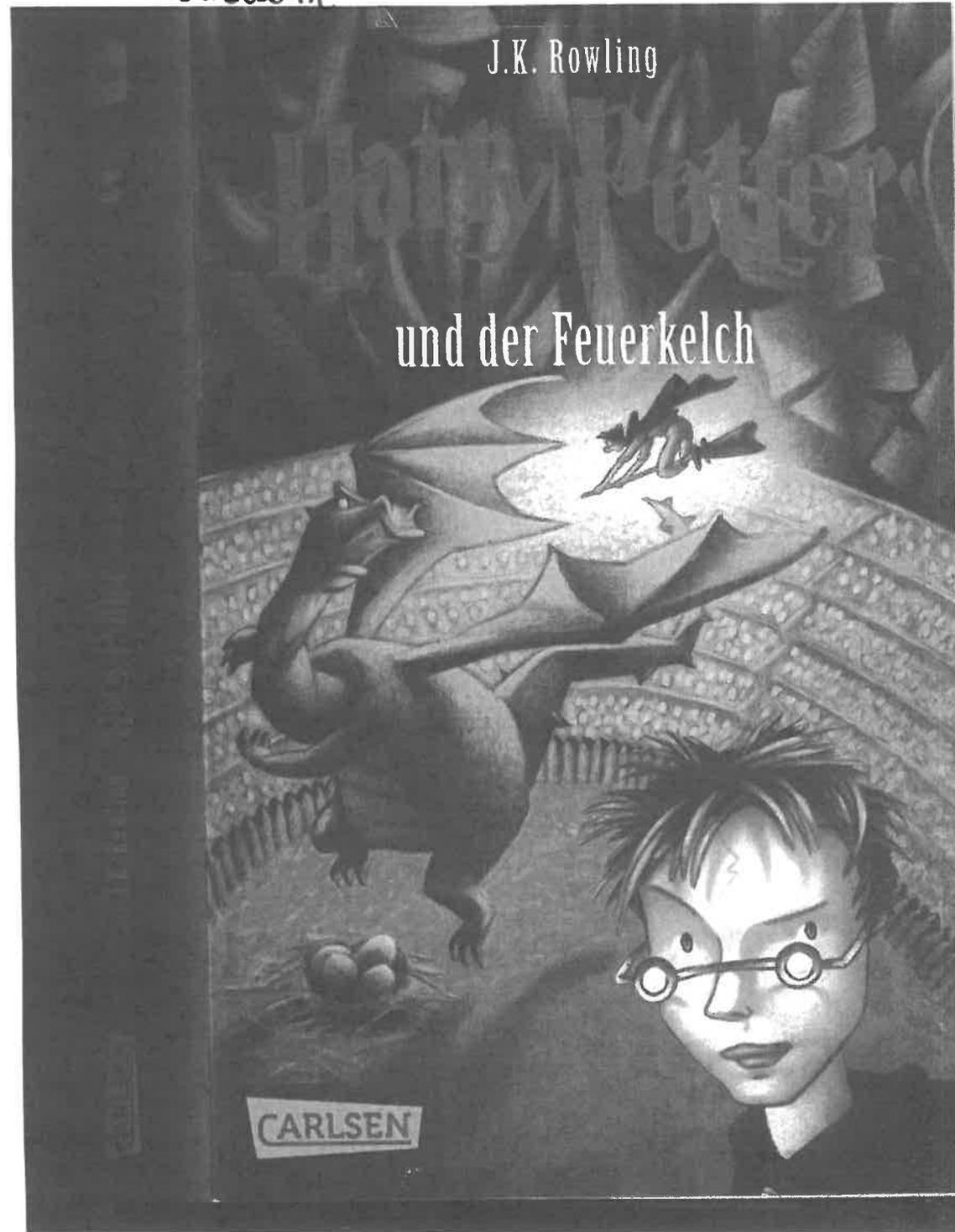
Er pumpte ein paar Mal mit seinen rot-schwarz gepunkteten Flügeln. „Kannst du mir sagen, wie ich es anstellen soll, Glück zu bringen?“ ...

...

Die ganze Geschichte findest du im Blog
www.elkeskindergeschichten.de



3. Kandidatin



VERITASERUM

Harry schlug bäuchlings auf, sein Gesicht drückte sich ins Gras; dessen Geruch stieg ihm in die Nase. Er hatte die Augen geschlossen gehalten, während der Portschlüssel ihn getragen hatte, und tat es auch weiterhin. Er rührte sich nicht. Alle Luft schien aus ihm herausgepresst zu sein; der Kopf schwirrte ihm so heftig, als schwankte die Erde unter ihm wie das Deck eines Schiffes. Um den Schwindel zu lindern, umklammerte er das, was er in Händen hielt, noch fester – den glatten, kalten Henkel des Trimagischen Pokals und Cedrics leblosen Körper. Wenn er sie lösslassen würde, so fürchtete er, würde er sofort wieder in die Dunkelheit hinabsinken, die vom Rand seines Bewusstseins her auf ihn zukroch. Schock und Erschöpfung hielten ihn am Boden, er atmete den Geruch des Grases ein und wartete ... wartete darauf, dass jemand etwas unternahm ... dass etwas geschah ... und die ganze Zeit über spürte er noch dumpf die Narbe auf seiner Stirn brennen ...

Eine Springflut aus ohrenbetäubendem Lärm verwirrte und betäubte ihn, überall waren Stimmen, Fußgetrappel, Schreie ... er blieb, wo er war, die Nase ins Gras gedrückt, als wäre dies ein Albtraum, der vorübergehen würde ...

Ein Paar Hände packte ihn grob und drehte ihn um.

»Harry! Harry!«

Er öffnete die Augen.

Er sah den sternübersäten Himmel und Albus Dumbledore, der sich über ihn gebeugt hatte. Die dunklen Schatten einer vielköpfigen Menge schoben und drängten sich auf sie zu; Harry spürte im Nacken, wie die Erde unter ihrem Fußgetrappel erzitterte.

Er war am Rand des Irrgartens gelandet. Über sich sah er die Tribünen in die Höhe ragen, die menschlichen Gestalten, die sich auf ihnen bewegten, die Sterne am Himmel.

Harry ließ den Pokal los, doch Cedric klammerte er umso fester an sich. Er hob seine freie Hand und packte Dumbledore, dessen Gesicht vor seinen Augen immer wieder verschwamm, am Handgelenk.

»Er ist zurück«, flüsterte Harry. »Er ist zurück. Voldemort.«

»Was sagst du da? Was ist geschehen?«

Das Gesicht von Cornelius Fudge erschien verkehrt herum über Harry; es war weiß, starr vor Entsetzen.

»Mein Gott – Diggory!«, flüsterte er. »Dumbledore – er ist tot!«

Jemand wiederholte die Worte, die Schattengestalten, die auf sie zudrängten, keuchten sie den Umstehenden zu ... und andere schließlich schrien – kreischten – die Worte in die Nacht hinaus – »Er ist tot! Er ist tot!« – »Cedric Diggory! Tot!«

»Lass ihn los, Harry«, hörte er Fudges Stimme sagen, und er spürte Finger, die versuchten, seine Hand von Cedrics leblosem Körper zu lösen, doch Harry ließ ihn nicht los.

Dumbledores Gesicht, noch immer verschwommen wie hinter einem Dunstschleier, kam jetzt näher. »Harry, du kannst ihm jetzt nicht mehr helfen. Es ist vorbei. Lass los.«

»Er wollte, dass ich ihn zurückbringe«, murmelte Harry – es schien ihm wichtig, dies zu erklären. »Er hat mich gebeten, ihn zu seinen Eltern zurückzubringen ...«

»Das ist schon richtig, Harry ... nun lass einfach los ...«

Dumbledore bückte sich zu ihm hinunter, und mit einer für einen so alten und dünnen Mann erstaunlichen Kraft hob er Harry vom Boden und stellte ihn auf die Füße. Harry wankte. In seinem Kopf hämmerte es. Sein verletztes Bein wollte ihn nicht mehr tragen. Die Umstehenden rempelten sich an, drängten mit dunklen Mienen auf ihn zu – »Was ist passiert?« – »Was fehlt ihm?«

»Diggory ist tot!«

»Er muss in den Krankenflügel!«, verkündete Fudge laut. »Er ist krank, er ist verletzt – Dumbledore, Diggorys Eltern, sie sind hier, sie sind auf der Tribüne ...«

»Ich nehme Harry mit, Dumbledore, ich nehm ihn schon –«

»Nein, es wäre besser –«

»Dumbledore, dort läuft Amos Diggory ... er kommt hier rüber ... meinen Sie nicht, Sie sollten es ihm sagen ... bevor er ihn sieht –?«

»Harry, bleib hier –«

Mädchen schrien, schluchzten hysterisch ... die Szenerie vor Harrys Augen begann merkwürdig zu flackern ...

»Ist schon gut, Junge, ich bin bei dir ... komm mit ... Krankenflügel ...«

»Nein, Dumbledore hat gesagt, ich soll bleiben«, nuschelte Harry, und in seiner Stirnnahe hämmerte es so stark, dass er sich gleich übergeben würde; noch trüber wurde es ihm jetzt vor Augen.

»Du musst dich hinlegen ... komm jetzt mit ...«

Eine Gestalt, größer und stärker als Harry, zog ihn halb trug ihn halb durch die verängstigte Menge; Harry hörte die Leute keuchen, schreien und rufen, während der Mann, der ihn stützte, sich einen Weg durch das Gedränge bahnte und ihn hinüber zum Schloss führte, über den Rasen, vorbei am See und am Schiff der Durmstrangs; Harry hörte nichts als das schwere Atmen des Mannes, der ihm gehen half.

»Was ist passiert, Harry?«, fragte der Mann schließlich, während er Harry die Steintreppe hinauftrug. *Klonk. Klonk. Klonk.* Es war Mad-Eye Moody.

»Pokal war 'n Portschlüssel«, sagte Harry, als sie die Eingangshalle durchquerten. »Hat mich und Cedric auf einen Friedhof gebracht ... und da war Voldemort ... Lord Voldemort ...«

Klonk. Klonk. Klonk. Die Marmortreppe hoch ...

»Der Dunkle Lord war da? Was ist dann passiert?«

»Cedric getötet ... sie haben Cedric getötet ...«

»Und dann?«

Klonk. Klonk. Klonk. Den Korridor entlang ...

»Hat ein Blixier gebraut ... hat seinen Körper wieder ...«

»Der Dunkle Lord hat seinen Körper wieder? Er ist zurückgekehrt?«

»Und die Todesser kamen ... und dann haben wir uns duelliert ...«

»Du hast dich mit dem Dunklen Lord duelliert?«

»Bin davongekommen ... mein Zauberstab ... hat was Komisches gemacht ... ich hab Mum und Dad gesehen ... sie kamen aus seinem Zauberstab ...«

»Hier rein, Harry ... hier rein, und dann setz dich ... es geht dir gleich besser ... trink das hier ...«

Harry hörte einen Schlüssel in einem Schloss scharren und merkte, wie ihm eine Tasse in die Hände gedrückt wurde.

»Trink das ... dann geht's dir besser ... komm schon, Harry, ich muss ganz genau wissen, was passiert ist ...«

Moody flößte ihm das Getränk ein; Harry hustete, etwas mit pfeiferartigem Geschmack brannte ihm in der Kehle. Moodys Büro nahm nun klarere Umrisse an, und auch Moody selbst ... er wirkte so weiß wie schon Fudge, und beide Augen waren scharf und ohne Lidschlag auf Harry gerichtet.

»Voldemort ist zurückgekehrt, Harry? Bist du dir sicher? Wie hat er es geschafft?«

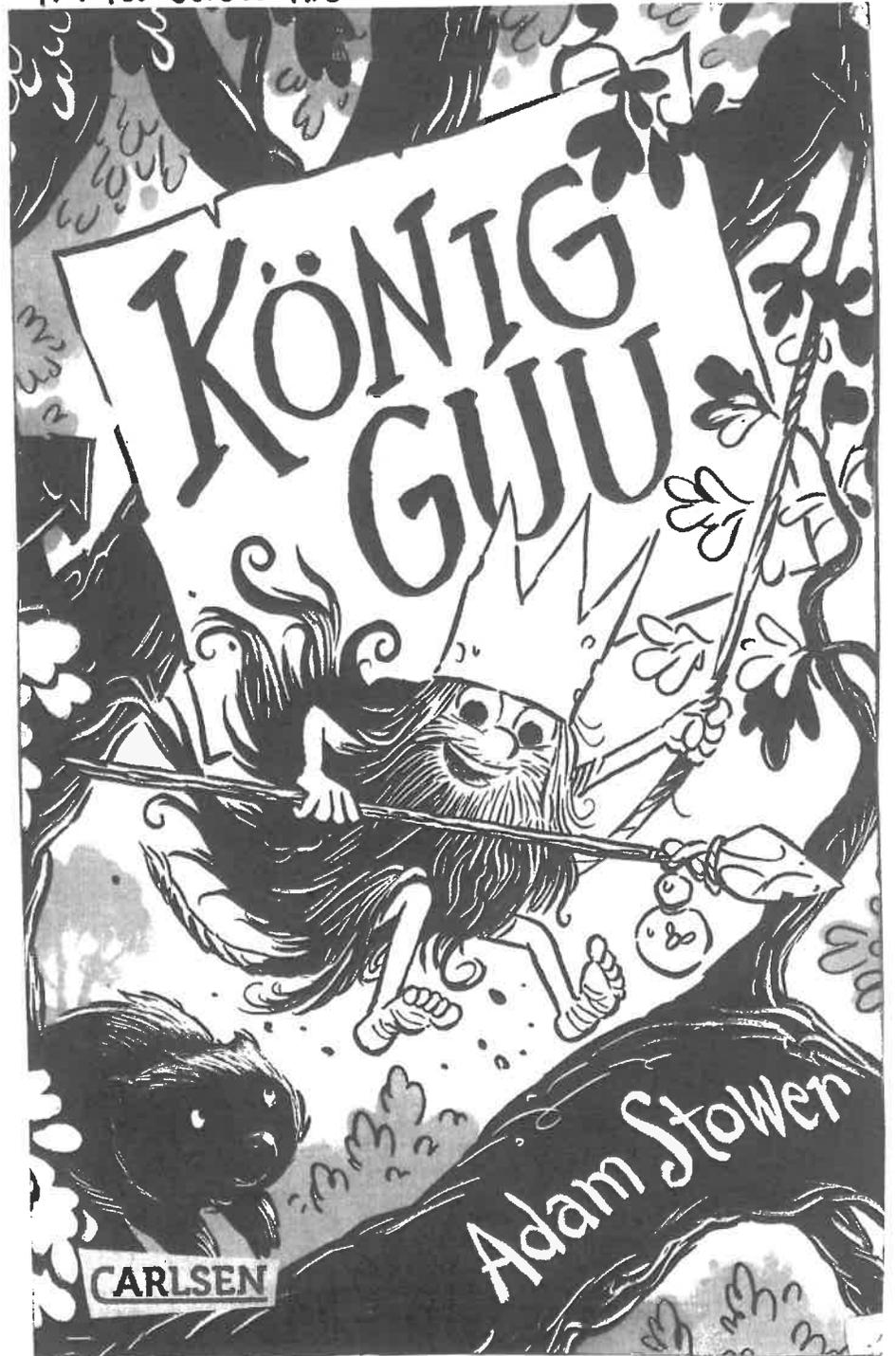
»Er hat etwas aus dem Grab seines Vaters genommen und etwas von Wurmschwanz – und von mir«, sagte Harry. Sein Kopf war jetzt klarer; seine Narbe schmerzte nicht mehr so stark; er konnte Moodys Gesicht deutlicher sehen, obwohl es im Büro dunkel war. Vom fernen Quidditch-Feld her hörte er immer noch Rufe und Schreie.

»Was hat der Dunkle Lord von dir genommen?«, fragte Moody.

»Blut«, sagte Harry und hob den Arm. Wo Wurmschwanz' Dolch den Ärmel aufgeschlitzt hatte, war jetzt ein großer Riss.

Moody atmete mit lang anhaltendem, leisem Zischen aus. »Und die Todesser? Sind auch sie zurückgekehrt?«

4. Kandidatin



KAPITEL 3

Noch bevor Monty und seine Bande begriffen hatten, was los war, war Ben schnell wie der Blitz durchs Schultor und die halbe Straße hinuntergeflitzt.

Hinter ihm kreischte Monty vor Wut. »Chtecht da doch nicht tcho rum! Chnappt ihn!«

Der lange Tom und die Zwillinge rissen allen armen Zwergen in Reichweite die Roller weg. Monty führte die wilde Jagd an, und so bretteten sie die Straße entlang.

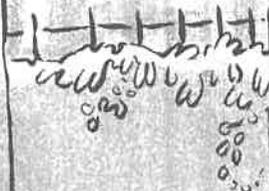
»Ich komme, POPEL!«, brüllte Monty. Die Luft pfiß durch seine Zahnlücke, während er wie eine pummelige Rakete hinter Ben herschoss.

Wimmernd hetzte Ben durch ein Labyrinth aus kleinen Gassen. Jede Abbiegung führte ihn weiter von der

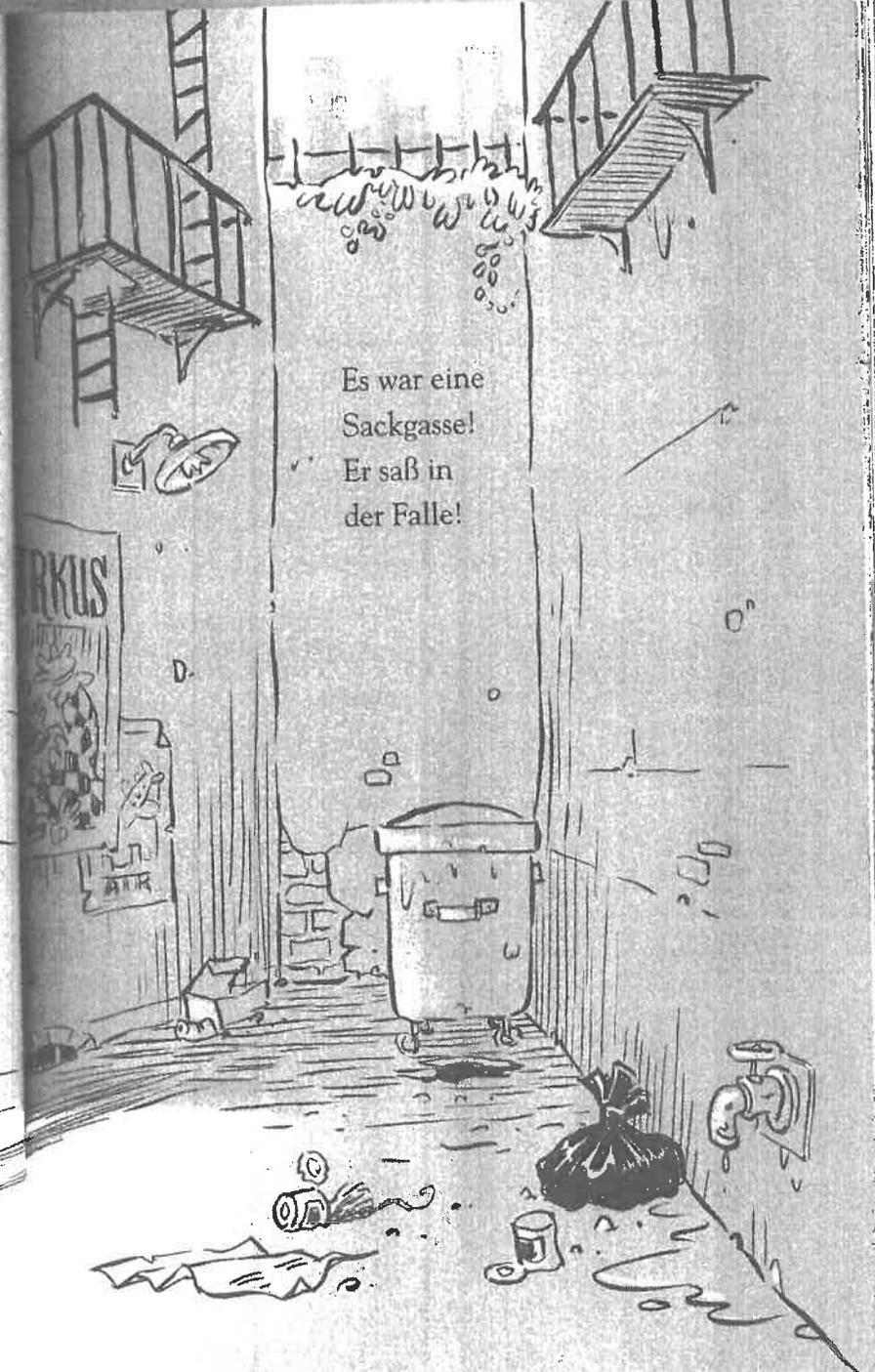
Hauptstraße weg, bis er sich gründlich verlaufen hatte.

Seine Beine fühlten sich wie Pudding an, als er geduckt in ein finsteres, dreckiges Gässchen hineinrannte. Gleich darauf wurde ihm klar, dass er einen furchtbaren Fehler gemacht hatte.





Es war eine
Sackgasse!
Er saß in
der Falle!



Das war's, dachte Ben. Heute ist der Tag, an dem ich sterbe. Ein Mittwoch. Ich hab immer gedacht, es könnte vielleicht an einem sonnigen Wochenende passieren, wenn ich 96 bin und gerade eine großartige Heldentat vollbringe, zum Beispiel mit einem Wahnsinnsmotorrad über den Grand Canyon springe. Aber nein, es wird an einem Mittwoch sein, in einer schmutzigen Sackgasse. Und Hunger hab ich auch.

Verzweifelt schaute er sich um. Nirgends waren Fenster oder Türen zu sehen, da stand bloß ein großer, schmutziger Müllcontainer auf Rädern. Der war seine einzige Chance. Darin musste er sich verstecken.

Im trüben Licht machte Ben zwei Schritte vorwärts und ...



Er landete mit einem Plumps und guckte erstaunt zu der Öffnung hoch, durch die er gerade gefallen war.

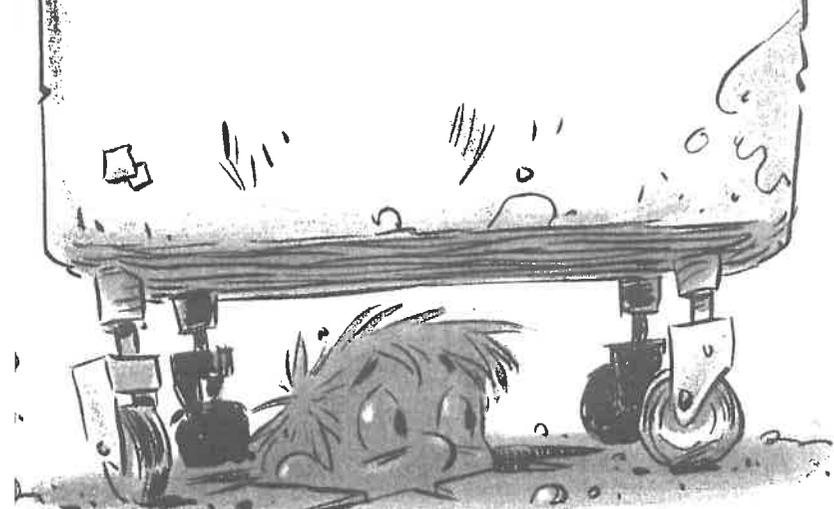
Während Ben sich wieder aufrappelte, kam ihm plötzlich eine Idee. Er packte den Müllcontainer von unten und zerrte ihn mit einem kräftigen Ruck über seinen Kopf. Gerade als er sich wieder im Loch zusammekauerte, hörte er, wie Monty, der lange Tom und die beiden Planks schleudernd und schitternd um die Ecke fuhren und in die Sackgasse einbogen.

Ben hielt den Atem an.

»Hier ist er nicht, Monty«, schnaufte Gertie.

»Im Container.« Monty zeigte auf den Müllcontainer. »Da muss er drin sein.«

Ben beobachtete, wie die Füße der Bande näher kamen.



5. Kandidatin



Dein SPIEGEL
Bestseller-
Autor

Familie von MURK'S

ILLUSTRIERT VON ADAM STOWER Rotfuchs

Hinter ihr hatte ihre Familie Platz genommen und gab auf den selbst gebauten Instrumenten ihr Bestes.

Was dabei herauskam war ... **DIE HÖLLE!**
PLÖDANK! MUBADUBA! NUNKIPLÄNG!

Und Minnie sang dazu.

«**BUNTIGUNK! GRITTELDO! QUOPPELFLUP!**»

Butler der Butler, der danebengestanden hatte, machte einen Vorschlag.

«Entschuldigung», sagte er, «aber ich frage mich, ob das Grammofon ...»

«**RAUS MIT DER SPRACHE, MANN!**», donnerte Lady Murks senior. «**KEINE UNNÖTIGEN BUMMELEIEN. FÜR BUMMELANTEN HABE ICH KEINE ZEIT. UND AUCH NICHT FÜR BUMMELETTEN!**»

«Ähem!», räusperte sich

Butler. «Ich frage mich, ob das Grammofon vielleicht die Lösung wäre?»

Seine Idee war ebenso einfach wie **BRILLANT!**

«Bis zum Konzert ist es nur noch eine



Stunde hin. Mit Ihrer Erlaubnis könnte ich das Grammofon aus dem Musikzimmer auf die Terrasse rollen. Es gibt eine verstaubte alte Aufnahme von Mozarts *Zauberflöte*. Ich könnte die Platte auflegen, und die ganze Familie von Murks tut so, als würde sie die Oper spielen.»

«**WAH!**», heulte Minnie los. «Das ist unfair! Ich singe wie ein Engel!»

«Nein, tust du nicht», erwiderte Lady Murks senior. «Du klingst wie ein erwürgtes Wiesel. Also, das ist wirklich eine hervorragende Idee von mir! Butler, holen Sie das Grammofon.»

Butler schob die hölzerne Kiste auf die Terrasse. Er versteckte sie unter dem selbst gebauten Xylophon, damit das Publikum keine Mauschelei vermutete. Doch als er den Deckel aufklappte, machte er eine schockierende Entdeckung.

«Ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, dass das Grammofon keine Nadel mehr hat.»

«**PAPPERLAPAPP!**», rief Manny.

In diesem Moment waren auf der gekiesten Einfahrt Schritte zu hören.

«**DIE ZUSCHAUER KOMMEN!**», kreischte Mollie. «**WAS SOLLEN WIR TUN?**»

6. Kandidatin

Frau Honig

UND DAS GLÜCK
DER KLEINEN DINGE



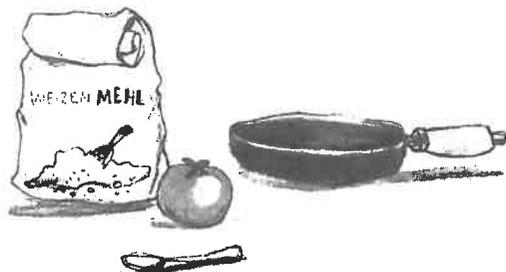


»Wir könnten dein Huhn schlachten!«, schlug Mo vor und knuffte seine Schwester Tilda in den Arm.

»Das ist nicht lustig, Mo!«, keifte diese zurück. Mo lachte laut auf.

»Also Mehl habt ihr«, sagte Frau Honig, die in einem Vorratsschrank verschwunden war. »Das schreit doch förmlich nach Pfannkuchen!«

»Pfannkuchen mit Wasser und Mehl?«, fragte Tilda und rümpfte die Nase.



»Na ja, Eier kommen natürlich auch noch hinzu. Dafür haben wir ja ein Huhn.«

»Ja, genau!«, lachte Mo. »Ein Huhn, das keine Eier legt. Vielleicht purzelt ja ein Ei aus Fräulein Omelett heraus, wenn wir sie ganz fest drücken. Ich könnte mich ja draufsetzen«, schlug Tildas Bruder vor.

Doch Frau Honig war schon auf dem Weg in den Garten, um ein ernstes Wörtchen mit Fräulein Omelett zu reden.



Captain Mo und seine Fürchterlichen Fünf

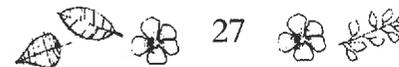
»Was duftet denn hier so herrlich?«, fragte Leni, die gerade wieder in die Küche kam.

»Pfannkuchen!«, riefen Ida, Tilda, Mo und Fee wie aus einem Mund. Sie saßen gemütlich um den Küchentisch und in der Mitte stapelte sich ein riesiger Haufen Pfannkuchen. Daneben verschiedene Töpfe mit Honig in allen möglichen Honigfarben.

Frau Honig stand noch am Herd und goss immer wieder Teig in die Pfanne. Wie das Kindermädchen mit nur einem Ei so einen Berg Pfannkuchen hatte backen können, war den Kindern allerdings ein Rätsel. Und noch ein viel größeres Rätsel war die Tatsache, dass sie kurz nachdem sie in den Garten gegangen war, tatsächlich mit einem Ei, das Fräulein Omelett gelegt hatte, wieder in die Küche gekommen war. Es war das schönste und größte Ei, das die Kinder jemals gesehen hatten.

»Wie hast du das mit Fräulein Omelett gemacht, Frau Honig?«, fragte Tilda mit vollem Mund.

»Ich habe einfach nur mit ihr geredet«, antwortete diese.



7. Kandidatin



1. Kapitel



Alles ist anders

Der letzte Ferientag war anders als alle Ferientage in Idas bisherigem Leben. Sie saß neben ihrer Mutter im Auto und wünschte, sie könnte die Zeit zurückdrehen. Und auf der Landkarte zwei Punkte vertauschen. Wie hatte sich ihre Mutter das vorgestellt? Neuer Job, neue Stadt, neue Wohnung. Für Erwachsene war so etwas ganz einfach. Aber für sie?
„Mist!“ Ida guckte schmollend aus dem Autofenster.

Grüne Wiesen zogen vorbei, Bäume ragten in den blauen Himmel.

An sie dachte mal wieder keiner!

„Ach Ida!“ Elvira Kronenberg beugte sich hinüber zu ihrer Tochter. „Jetzt warte doch erst einmal ab. Unsere neue Wohnung ist ein Traum und die Schule soll richtig toll sein!“

Ida starrte nach draußen. Wolken ballten sich zusammen. Gut so. Blauer Himmel und Sonnenschein passten nicht zu ihrer miesen Laune.

„Die neue Schule ist toller als meine alte?“, fragte sie zweifelnd.

„Ja!“ Die Mutter nickte eifrig. „Also mindestens genauso toll.“

„Ich war an der tollsten Schule!“ Ida spielte mit ihren Lederarmbändern. „Und ich hatte auch die tollsten Freunde. Und jetzt ...“

Das Auto schlängelte sich einen Berg hinauf.

„Jetzt müssen die mal ohne ihre große Anführerin auskommen, hm?“, fiel ihr die Mutter ins Wort.

Ida schloss die Augen. Gestern war sie noch lange

bei Miriam, ihrer allerbesten Freundin, gewesen. Sie hatten geschworen, ganz oft zu telefonieren und sich so oft wie möglich zu besuchen. Aber trotzdem würde es nie wieder so werden wie früher, das wussten sie beide. Zum Schluss hatten sie sich in den Armen gelegen und konnten nichts anderes tun als weinen. Die ersten Häuser tauchten auf. Und war da vorne nicht eine große Brücke? Egal, Ida schaute gar nicht genau hin.

„Morgen hätten wir Sport“, grummelte Ida. „Wer soll das coolste Team zusammenstellen, wenn nicht ich?“ Sie drehte sich seufzend zu ihrer Mutter. „Egal! Du verstehst es ja doch nicht.“



Und dann waren sie auf einmal da! Vor dem Haus, das mehrere Stockwerke hatte, parkte bereits der Umzugswagen. *Ihr* Umzugswagen. Auf der Straße türmten sich Stühle, Matratzen, Kisten und Blumentöpfe. Vor dem Haus wuchs eine Kastanie. „So, hier sind wir!“ Die Mutter strahlte. „Unser erster

eigener Laden!“ Sie musterte den Friseursalon, der, das musste Ida zugeben, mit seiner roten Holzverkleidung sehr hübsch aussah. Drei Stufen führten zur Tür. Darüber stand groß: „Elfriede“. Auf einem Schaufenster klebte ein Schild: „Neueröffnung!“

„Und, was sagst du?“ Elvira warf ihrer Tochter einen erwartungsvollen Blick zu.

Ida senkte den Daumen. Aber dann erinnerte sie sich daran, dass für ihre Mutter gerade ein großer Traum in Erfüllung ging. Sie gab sich einen Ruck und ließ den Daumen langsam nach oben wandern.

Die Mutter wuschelte ihrer Tochter glücklich durchs Haar. „Du wirst sehen! Im Nu wirst du dich hier richtig zu Hause fühlen!“

Sie stiegen aus. Während Idas Mutter den Kofferraum öffnete, um das Gepäck auszuladen, machte Ida die ersten zaghaften Schritte in Richtung „Neues Zuhause“ ...

... und wich erschrocken zurück – denn plötzlich bretterte ein Junge mit Karacho die Lerchenfeldstraße entlang.

Aaaaah!

Der Junge auf dem Skateboard trug Shorts, Wollpullunder und eine grüne Jacke. Ida war froh, dass etwas passierte. Die Autofahrt war lang und zäh gewesen.

Unter dem schwarzen Helm blitzten blonde Haarsträhnen hervor. Der Junge wurde schneller und schneller, wedelte mit den Armen – und landete kopfüber in einem Umzugskarton. Hilflos strampelte er mit den Beinen.

Ida konnte nicht anders, als laut loszuprusten. Als der Junge wieder auftauchte, hing ein Kleid vor seinem Bauch. Ida musste noch mehr lachen. Das war *ihr* Kleid! Der Superprofi war in eine Kiste voller Mädchenklamotten gefallen!

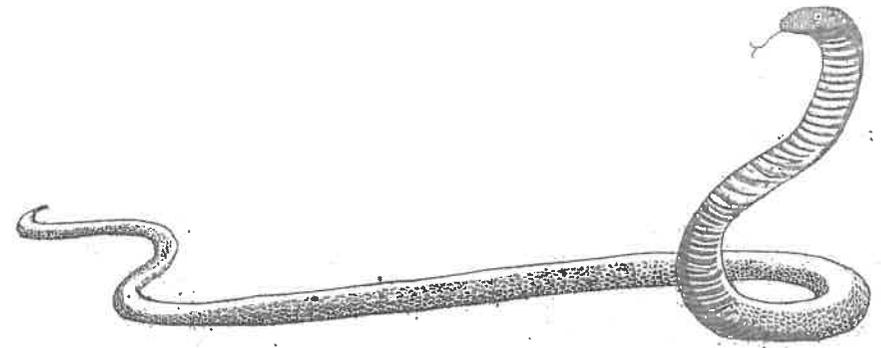
„Steht dir gut!“ Sie lachte.

„Ha, ha!“, antwortete der Junge gequält.

„Ich bin übrigens Ida!“, fuhr Ida fort.

Der Junge hörte kaum zu. Sein Blick wanderte zu dem Auto, das Idas Mutter am Straßenrand abgestellt hatte.

„Eine Schlange!“, brüllte er. „Eine Riesenschlange!“



Er klemmte sich das Skateboard unter den Arm und rannte davon.

„In Deutschland gibt es keine Riesenschlangen!“, rief Ida. Was war denn das für ein Angsthase?

Der Junge verschwand schräg gegenüber in einem Hauseingang.



Den restlichen Sonntag verbrachte Ida mit Kistenschleppen, Möbelrücken und Traurigsein. Am Abend zog sie sich in ihr Zimmer zurück. Gemütlich war es nicht, aber immerhin gab es schon Lampen und Vorhänge. Ida schlüpfte in ihren Schlafanzug und setzte sich ans Fenster. Tausend Sterne blinkten am Nachthimmel.

Morgen musste sie in die neue Schule! Wie es wohl werden würde?

Im Radio lief ein Song, Ida sang leise mit: „Neue Wohnung, neue Stadt. Die Kartons noch nicht ausgepackt. Fühl mich einsam, komm nicht klar. Nichts ist so, wie es gestern war.“

Sie betrachtete den Sternenhimmel und merkte nicht, dass auch schräg gegenüber jemand auf dem Balkon stand: ein blonder Junge mit einer Laterne in der Hand. Er hörte dasselbe Lied. Auch er hatte schon seinen Schlafanzug an, auch er sang mit: „Mein rechter, rechter Platz ist leer. Ich wünsch mir einen Freund hierher. Doch niemand da, der mich versteht, dem ich erzählen kann, wie es mir grad geht.“

Ida zog die Beine an. „Jetzt sitze ich hier, schau in die Ferne.“

„Am Himmel leuchten tausend Sterne“, fiel der Junge gegenüber ein.

„Geht's da draußen jemand so wie mir?“, flüsterte Ida.

Und dann sangen beide gemeinsam



und doch jeder für sich: „Ich fühl mich grad so allein in meinem Zimmer. Ich wünschte, es wär jetzt jemand hier, der bei mir bleibt und dann auch für immer, den ich nie wieder verlier, den ich nie wieder verlier.“

Während der Junge mit der Laterne traurig zurück in sein Zimmer schlich, ging bei Ida die Tür auf. Herein kam Idas Mutter. Sie legte einen Arm um die Schulter ihrer Tochter.

Plötzlich sauste eine Sternschnuppe durch den Nachthimmel.

„Oh! Hast du die gesehen?“ Elvira

Kronenberg rückte näher an ihre

Tochter heran. „Jetzt darfst du dir was wünschen!“

Ida blickte nachdenklich in den Sternenhimmel.

„Dann wünsche ich mir, dass alles wieder so ist, wie es früher war.“

Die Mutter ging in die Knie. „Wirklich?“



8. Kandidat

dtv junior

Kirsten Boie

MOPPEL
wår gerh
ROMEO

Bibliothek BRG14



2375

1590

schen Ritschies Delfin auf dem Arm, weil Ritschie gerade von zwei freundlichen Männern aus dem Wagen gehoben wurde. Kaum war er auf dem Boden angekommen, drückten sie ihm in die eine Hand eine Pfeife, in die andere ein kleines Plastikkamel und streichelten ihm herzlich über den Kopf.

»So liebe Männer, guck mal, Moppi!«, rief Ritschie aufgeregt, als ich neben ihm aus dem Wagen sprang. Mir half keiner und geschenkt kriegte ich auch nichts.

Als Letzter stieg Papa aus und sofort streckten die Männer ihm ihre Hände entgegen. »Fumpf Mark!«, sagte der eine lächelnd und der andere zupfte Papa am Ärmel.

»Gib das Zeug sofort zurück, Ritschie!«, sagte Papa aufgebracht. »Das sind ja Methoden . . .«

»Fumpf Mark«, sagte der Mann.

»Das haben die lieben Männer mir geschenkt!«, heulte Ritschie und hielt die Gaben mit beiden Händen fest. »Das darfst du mir nicht wegnehmen!«

»Fumpf Mark!«, sagte der Mann wieder geduldig und der andere zupfte Papa freundlich am Ärmel.

»Einen Dinar und keinen Pfennig mehr!«, schrie Papa wütend. Dabei wühlte er zwischen den ungewohnten Geldstücken in seiner Börse herum. »Und das ist auch schon zu viel! Das ist ja der reinste Nepp hier!« Aber die Männer waren schon an der nächsten Kutsche. Vielleicht hatte Papa aus Versehen doch eine größere Münze herausgesucht.

Mama sah ein bisschen ängstlich aus. Um uns

drängten sich die Touristen und schoben uns auf einen großen Platz, auf dem Hunderte von Händlern schon auf uns warteten.

»Ritschie!«, schrie Mama. »Halt dich bei mir fest!« Und sie klemmte sich den Gummidelfin unter den linken Arm, um Ritschie mit rechts hinter sich herziehen zu können.

Aber ganz einfach war das auch nicht.

»Ein lieber Mann hat mir Cola geschenkt!«, rief Ritschie und hielt Mama strahlend die Flasche entgegen. Dann nahm er einen großen Schluck.

»Gib die zurück!«, schrie Mama verzweifelt. »Gib die zurück, Ritschie, die ist nicht geschenkt!«

»Fumpf Mark«, sagte ein junger Mann neben uns und streichelte Ritschie über den Kopf. Der hatte die Flasche inzwischen schon halb leer getrunken. »Deutsch Geld auch gut.«

»Ich habe kein Geld!«, schrie Mama verzweifelt. »Richard, wo bist du denn? Richard, hier hat schon wieder einer . . .«

»Zwei Dinar auch gut«, sagte der Mann ein wenig eingeschüchtert, als Papa auf ihn zugestürzt kam wie ein Tyrannosaurus Rex. »Ein Dinar auch gut.«

»Ein Dinar und keinen Pfennig mehr!«, brüllte Papa, nachdem ihm ein Blick auf die Flasche gezeigt hatte, dass nichts mehr zu retten war. »Das sind ja Räubermethoden hier!« Und er packte Ritschie wild am Arm und schob ihn wütend vor sich her.

»Und Mama gibst du die andere Hand! Damit du keine mehr frei hast, in die dir einer was drücken

könnte!« Und mit wütendem Gesicht stapfte Papa über den Markt.]

S. Kandidatin

Andrea Schütze

Ganz klar Greta

Ganz klar
Greta

Andrea Schütze

DRESSLER



DRESSLER

Sie zerrt die widerspenstige Plastiktüte mit den Klobanten in ihr Geheimkammerchen, tastet sich an ihren Schreibtisch, findet zum Glück mit einem Griff die Taschenlampe, knipst sie an, wurschtelt aus ihrer Eulentasche die neue Glühbirne, schraubt sie ein und schaltet das Schreibtischlämpchen an. Und die Taschenlampe wieder aus.

»Keine Sorge, ich bin immer in deiner Nähe, Baby«, cowboyt der Kommissar und lässt sich mit einem wohligen Seufzer auf sein Schlafplätzchen aus Onkel Wolfgangs alter Polizeiuniformjacke sinken. Zufrieden wühlt er seine Schnauze in die Brusttasche und ist augenblicklich eingeschlafen.



»Schon klar«, meint Greta. »Träum was Süßes. Vielleicht von Erdbeeren«, flüstert sie.

»Das habe ich gehört«, nuschelt der Kommissar dumpf in die Uniformtasche.

»Solltest du auch«, kichert sie und beginnt, sich die Haare aus dem Gesicht zu knipsen.

Heute müssen sie besonders platt am Kopf anliegen, weil Greta ja noch ins Kino gehen möchte. Dafür braucht sie



natürlich die passende Verkleidung und dafür muss sie eine Perücke anziehen und dafür muss über die Haare eine Damenstrumpfhose und dafür müssen die Haare eng am Kopf anliegen und dafür muss sie sie festknipsen. Und weil sie ins Kino alleine nicht reinkommt, braucht sie Hilfe. Am besten von einem Mann. Die gucken doch gerne Filme mit Höllenzombies an, oder nicht? Greta überlegt. Aber wen soll sie am besten mitnehmen? Sie beschließt, ihre Figuren selbst entscheiden zu lassen. »Wer von euch will ins Kino?«, fragt sie laut in die Runde der Fußballköpfe.

Greta hat jede Menge alte Fußbälle mit Gesichtern bemalt, die sie Fußballköpfe nennt und die ihr jetzt als Perückenhalter dienen. Und Perücken hat sie viele: zottelige, blonde, braune, graue, wuschelige, gelockte, gesträhnte, lange, kurze und so weiter. Und mit diesen perückten Fußballköpfen unterhält sich Greta jetzt. Weil Greta sich mit allem unterhält, was antworten kann. So einfach ist das.

»Geilometer, da habe ich total Bock drauf«, sagt der Punker-Fußballkopf begeistert.

»Huch, also entschuldigen Sie mal«, kreischt Frau Müllerschön-Federwipp, »was sind denn das für Ausdrücke. Hier ist eine Dame anwesend und ein Kind!«

»Was? Wo? Sirene? Einsatz?«, ruft der Kommissar und rappelt sich verschlafen auf.

»Fehlalarm«, sagt Greta, »leg dich wieder hin und träum weiter von äh, Erdbeereis zum Beispiel.«

»Also ich sehe hier kein Kind«, verteidigt sich der Punker, »nur mein Gretchen.«

»Was wird denn überhaupt gespielt?«, fragt Frau Müllerschön-Federwipp.

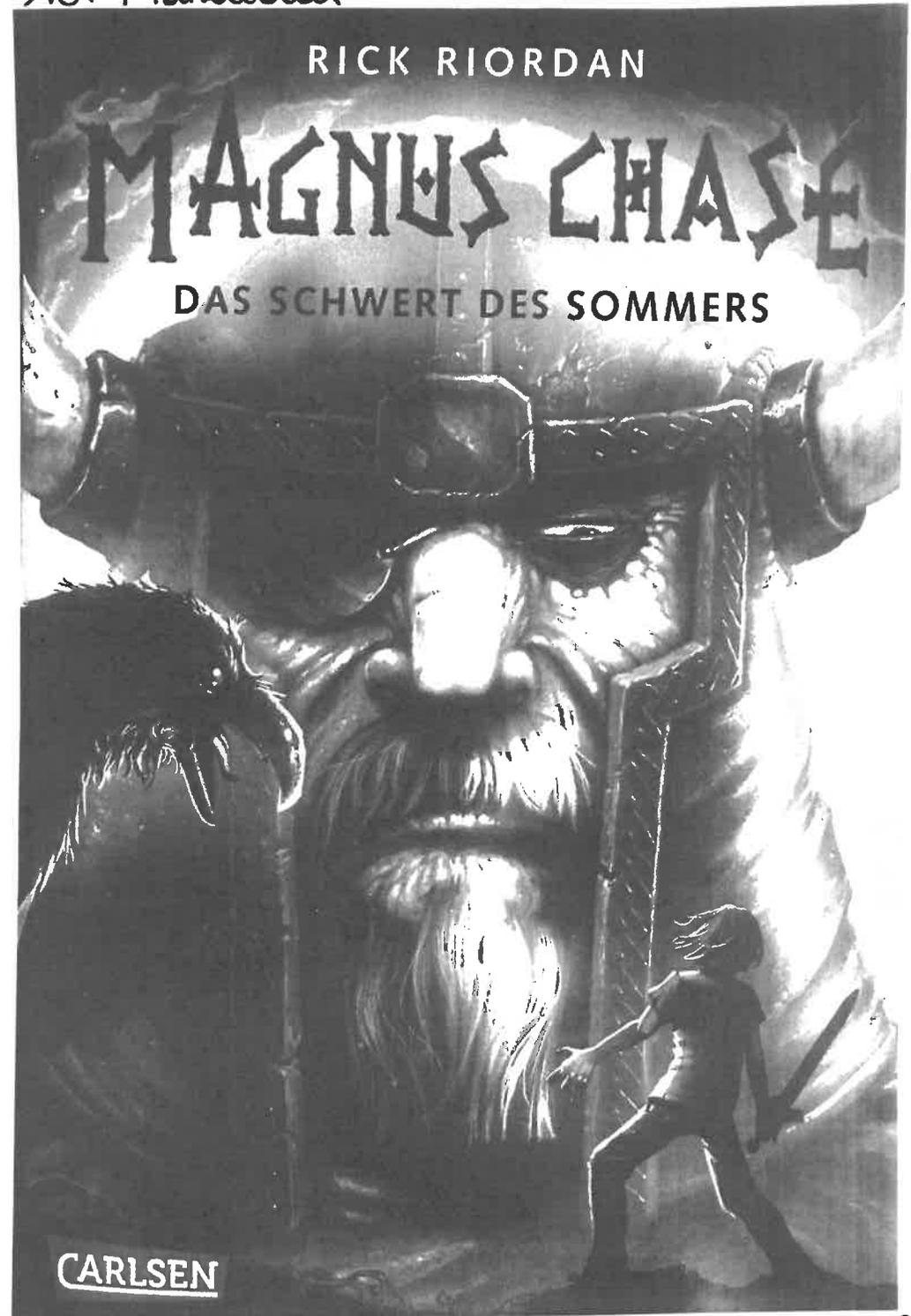
»Blutige Monsterzombiealiens schlagen zurück« oder so ähnlich«, erklärt Greta, während sie weitere unzählige Haarklammerchen auf ihrem Kopf befestigt. Greta hat sowieso schon längst entschieden, wer mit ihr ins Kino gehen darf, aber sollen sich die anderen Fußballköpfe ruhig weiterstreiten.

»Oh mein Gott«, haucht sie mit Frau Müllerschön-Federwipps Stimme, »nicht mit mir.«

»He, he, he«, macht sie als Punker. »Ne, das is nu wirklich nix für Omis.«

»Viel zu knapp, viiiieel zu knapp«, mischt sich eine blonde Dame ein. »Zeitlich ist das unmöglich zu schaffen. Ich müsste dringend vorher noch zum Friseur und meine Fingernägel haben die völlig falsche Farbe für einen Kinoabend.«

»Hätten Sie vielleicht Lust?«, fragt Greta Herrn Glatz-



GUTEN MORGEN! GLEICH WIRST DU STERBEN

1 Klar, ich weiß. Ihr lest gleich, wie ich unter furchtbaren Qualen gestorben bin, und dann sagt ihr: »Wow! Magnus, das klingt super. Kann ich auch mal unter furchtbaren Qualen sterben?« Nein. Könnt ihr eben nicht.

Springt nicht von irgendeinem Dach. Rennt nicht auf die Autobahn, zündet euch nicht an. So läuft das nicht. Ihr landet dann trotzdem nicht da, wo ich gelandet bin.

Außerdem hättet ihr garantiert keine Lust, in meiner Situation zu sein. Falls ihr nicht das irre Verlangen hegt, untote Krieger, die sich gegenseitig in Stücke hauen, Schwerter, die Riesen in die Nase fliegen, und Dunkelalben in feschen Klamotten zu sehen, dann solltet ihr nicht mal daran *denken*, euch auf die Suche nach den Türen mit den Wolfsköpfen zu machen.

Ich heiße Magnus Chase. Ich bin sechzehn Jahre alt. Ich erzähle jetzt die Geschichte, wie mein Leben den Bach runterging, nachdem ich umgebracht worden war.

Mein Tag fing ziemlich normal an. Ich schlief auf dem Gehweg unter einer Brücke im Park, als mich ein Typ mit Tritten weckte und sagte: »Sie sind hinter dir her.«

Ach, übrigens, ich war seit zwei Jahren obdachlos.

Einige von euch denken jetzt vielleicht: *Oh, wie traurig*. Andere denken, *ha, ha, Versager!* Aber wenn ihr mich auf der Straße sehen könntet, würden neunundneunzig Prozent von euch an mir vorbeilaufen, als ob ich unsichtbar wäre. Ihr würdet beten, *mach, dass er mich nicht um Geld anhaut*. Ihr würdet euch fragen, ob ich älter bin, als ich aussehe, denn ein Teenager kann doch wohl nicht mitten im Bostoner Winter in einem stinkenden alten Schlafsack unter freiem Himmel pennen. *Irgendwer muss diesem armen Jungen doch helfen!*

Und dann würdet ihr weitergehen.

Aber egal, ich brauche euer Mitleid nicht. Ich bin daran gewöhnt, verspottet zu werden. Vor allem bin ich daran gewöhnt, ignoriert zu werden. Also, weiter im Text.

Der Penner, der mich geweckt hatte, war ein Typ namens Blitz. Wie immer sah er aus, als ob er mitten durch einen Wirbelsturm gerannt wäre. In seinen drahtigen schwarzen Haaren hingen überall Papierfetzen und kleine Zweige. Sein Gesicht hatte die Farbe von Sattelleder und war mit Eis gesprenkelt. Sein Bart lockte sich in alle Richtungen. Unter dem Trenchcoat, der um seine Füße schlackerte (Blitz ist so ungefähr eins fünfzig groß), klebte Schnee, und seine Pupillen waren so erweitert, dass seine Iris kaum zu sehen war. Mit seiner ewig besorgten Miene sah er aus, als ob er jeden Moment loschreien könnte.

Ich blinzelte mir den Schlaf aus den Augen. Mein Mund schmeckte wie ein Hamburger vom Vortag. Mein Schlafsack war warm und ich wollte ihn auf keinen Fall verlassen.

»Wer ist hinter mir her?«

»Weiß nicht genau.« Blitz rieb sich die Nase, die so oft gebrochen gewesen war, dass sie wie ein Blitzstrahl im Zickzack verlief. »Da werden Flyer mit deinem Namen und deinem Bild verteilt.«

Ich fluchte. Mit irgendwelchen Polizisten und Parkwächtern

wurde ich fertig. Inspektoren, die auf Schulschwänzer Jagd machten, freiwillige Sozialarbeiter, betrunkene Collegestudenten, Junkies, die Lust hatten, einen Schwächeren zusammenzufalten – die machten mir nach dem Aufwachen auch nicht mehr Probleme als Pfannkuchen und O-Saft.

Aber wenn jemand meinen Namen und mein Gesicht kannte – das war übel. Das bedeutete, dass *genau ich* gesucht wurde und sonst keiner. Vielleicht waren die Leute aus dem Obdachlosenheim sauer auf mich, weil ich ihnen die Stereo-Anlage ruiniert hatte (diese Weihnachtslieder hatten mich wahnsinnig gemacht!). Vielleicht hatte mich eine Überwachungskamera bei meinem kleinen Einsatz als Taschendieb im Theater District erwischt (aber ich brauchte doch Geld für eine Pizza!). Oder, so unwahrscheinlich mir das auch vorkam, die Polizei suchte mich noch immer und hatte Fragen zum Mord an meiner Mutter ...

Ich packte meinen Kram zusammen, was ungefähr drei Sekunden dauerte. Der Schlafsack ließ sich ganz fest aufrollen und passte dann mit meiner Zahnpasta und einem Satz Unterwäsche in meinen Rucksack. Und abgesehen von den Klamotten, die ich anhatte, war das alles, was ich besaß. Wenn ich mir die Kapuze tief ins Gesicht zog, fiel ich zwischen den vielen Fußgängern kaum auf. In Boston wimmelte es nur so von Leuten, die aufs College gingen. Einige sahen sogar noch heruntergekommener und jünger aus als ich.

Ich drehte mich zu Blitz um. »Wo hast du die Leute mit den Flyern gesehen?«

»Beacon Street. Die sind unterwegs hierher. Weißer Typ mittleren Alters und ein junges Mädchen, vermutlich seine Tochter.«

Ich runzelte die Stirn. »Das verstehe ich nicht. Wer ...«

»Weiß ich nicht, Kleiner, aber ich muss los.« Blitz schaute aus zusammengekniffenen Augen in den Sonnenaufgang, der die Fens-

ter der Wolkenkratzer orange färbte. Aus Gründen, die ich nie so richtig kapiert hatte, hasste Blitz das Tageslicht. Vielleicht, weil er der kleinste, fetteste obdachlose Vampir aller Zeiten war. »Sprich doch mal mit Hearth. Der hängt am Copley Square rum.«

Ich versuchte, mich nicht zu ärgern. Die Leute hier auf der Straße nannten Hearth und Blitz im Scherz meine Mom und meinen Dad, weil immer einer von beiden in meiner Nähe herumzulungern schien.

»Das weiß ich zu schätzen«, sagte ich. »Aber ich komme schon zurecht.«

Blitz nagte an seinem Daumnagel. »Weiß nicht, Kleiner. Heute nicht. Du musst ganz besonders vorsichtig sein.«

»Warum?«

Er schaute über meine Schulter. »Da kommen sie.«

Ich sah niemanden. Als ich mich wieder umdrehte, war Blitz verschwunden.

Ich fand es schrecklich, wenn er das machte. Einfach so – *puff*. Der Typ war wie ein Ninja. Ein obdachloser Ninjavampir.

Jetzt hatte ich die Wahl: Entweder zum Copley Square gehen und mit Hearth herumhängen oder die Beacon Street ansteuern und versuchen, die Leute mit den Flyern zu entdecken.

Blitz' Beschreibung hatte mich neugierig gemacht. Ein weißer Typ mittleren Alters und ein junges Mädchen, die mich an einem bitterkalten Morgen bei Sonnenaufgang suchten. Warum? Wer konnte das sein?

Ich schlich am Rand des Weihers entlang. Fast niemand benutzte den tiefer gelegenen Weg unter der Brücke. Ich konnte also auf dieser Seite des Hügels bleiben und alle sehen, die den höher gelegenen Weg entlangkamen, ohne von ihnen entdeckt zu werden.

Der Boden war von Schnee bedeckt. Der Himmel war so weiß,

dass es in den Augen wehtat. Die kahlen Zweige der Bäume sahen aus wie in Glas getunkt. Der Wind durchdrang alle Schichten meiner Kleidung, aber die Kälte machte mir nichts aus. Meine Mom hatte immer gescherzt, ich sei ein halber Eisbär.

Verdammt, Magnus, wies ich mich selbst zurecht.

Auch nach zwei Jahren waren meine Erinnerungen an sie noch immer vermintes Gelände. Kaum stolperte ich über eine, brach meine Selbstbeherrschung in tausend Stücke.

Ich versuchte, mich zu konzentrieren.

Der Mann und das Mädchen kamen in meine Richtung. Dem Mann fielen seine sandfarbenen Haare fast bis auf den Kragen – nicht, als ob er das so wollte, sondern, als ob er sich einfach nicht die Mühe machte, sie schneiden zu lassen. Seine verdutzte Miene erinnerte mich an einen Vertretungslehrer: *Ich weiß, dass mich ein Speichelklumpen getroffen hat, aber ich habe keine Vorstellung, wo der herkam*. Seine eleganten Schuhe waren überhaupt nicht geeignet für den Bostoner Winter. Seine Socken hatten unterschiedliche Brauntöne. Sein Schlips sah aus, als ob er sich beim Binden in totaler Finsternis um sich selbst gedreht hätte.

Das Mädchen war auf jeden Fall seine Tochter. Ihre Haare waren so dicht und wellig wie seine, allerdings blond. Sie war vernünftiger gekleidet, mit Winterstiefeln, Jeans und einem Parka, aus dem oben ein oranges T-Shirt herauslugte. Ihre Miene war entschlossener als seine, fast wütend. Sie umklammerte einen Stapel Flyer wie Aufsätze, für die sie eine ungerechte Note erhalten hatte.

Wenn sie nach mir suchte, dann wollte ich nicht gefunden werden. Sie machte mir Angst.

Ich erkannte weder sie noch ihren Dad, aber irgendwas rumorte ganz hinten in meinem Hinterkopf ... als wollte ein Magnet eine uralte Erinnerung hervorziehen.

Vater und Tochter blieben an der Weggabelung stehen. Sie schauten sich um, als ob ihnen jetzt erst aufging, dass sie sich in aller Herrgottsfrühe im kältesten Winter mitten in einem verlassenen Park befanden.

»Unglaublich«, sagte das Mädchen. »Ich könnte ihn erwürgen.«

In der Annahme, dass sie mich meinte, kauerte ich mich noch ein bisschen mehr zusammen.

Ihr Dad seufzte. »Wir sollten ihn vielleicht trotzdem am Leben lassen. Er ist ja schließlich dein Onkel.«

»Aber zwei Jahre?«, fragte das Mädchen. »Dad, wie hat er es über sich gebracht, uns zwei Jahre lang nichts zu sagen?«

»Ich kann Randolphs Verhalten nicht erklären. Das habe ich noch nie gekonnt, Annabeth.«

Ich schnappte so heftig nach Luft, dass ich fürchtete, sie hätten mich gehört. Eine Kruste wurde von meinem Gehirn gerissen und Erinnerungen an die Zeit, als ich sechs Jahre alt gewesen war, wurden freigelegt.

Annabeth ... Das bedeutete, der Mann mit den sandfarbenen Haaren war ... Onkel Frederick?

Ich dachte zurück an das letzte Thanksgiving, das wir mit der ganzen Familie verbracht hatten; Annabeth und ich hatten uns in Onkel Randolphs Haus hier in Boston in der Bibliothek versteckt und mit Dominosteinen gespielt, während die Erwachsenen sich unten anbrüllten.

Du hast so ein Glück, dass du bei deiner Mom wohnen kannst. Annabeth legte einen weiteren Dominostein auf das Dach ihres winzigen Gebäudes. Es war ihr überraschend gut gelungen, mit Säulen wie ein Tempel. Ich werde weglaufen.

Ich bezweifelte nicht, dass sie das ernst meinte. Ich bewunderte ihr Selbstvertrauen.

Dann tauchte Onkel Frederick in der Tür auf. Er hatte die Fäuste geballt. Seine wütende Miene passte nicht zu dem lächelnden Rentier auf seinem Pullover. *Annabeth, wir brechen auf.*

Annabeth sah mich an. Ihre grauen Augen waren ein wenig zu durchdringend für ein Mädchen in der ersten Klasse. *Pass auf dich auf, Magnus.*

Mit einer Fingerbewegung brachte sie ihren Tempel zum Einstürzen.

Das war unsere letzte Begegnung.

Danach hatte meine Mom sich nicht mehr erweichen lassen: *Ich will mit deinen Onkeln nichts mehr zu tun haben. Schon gar nicht mit Randolph. Der kriegt von mir nicht, was er will. Nie im Leben.*

Sie wollte mir nicht sagen, was Randolph wollte oder worüber sie sich mit Frederick und Randolph gestritten hatte.

Du musst Vertrauen zu mir haben, Magnus. In deren Nähe ist es zu gefährlich.

Ich hatte Vertrauen zu meiner Mom. Auch nach ihrem Tod hatte ich keinen Kontakt zu meiner Verwandtschaft aufgenommen.

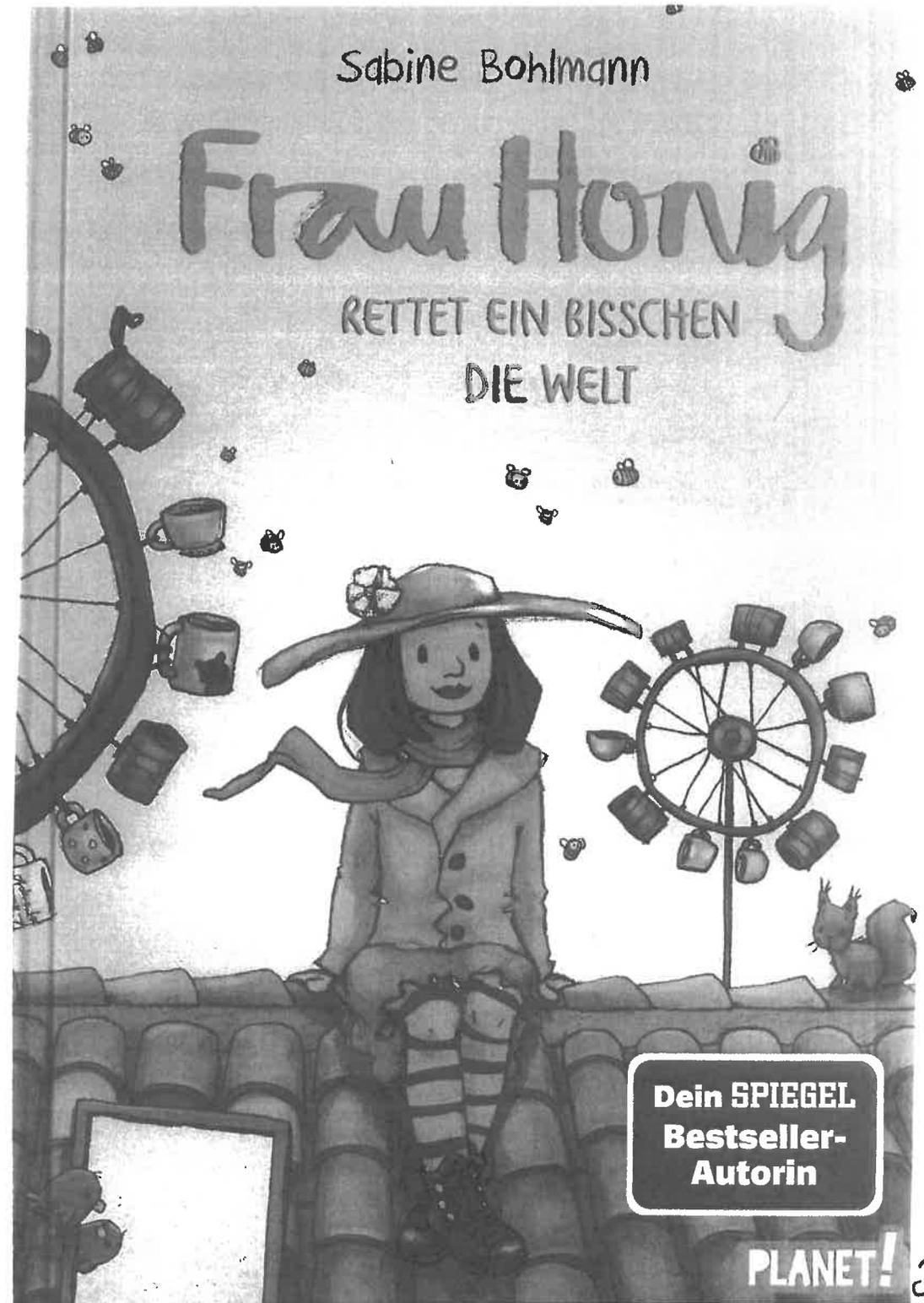
Aber jetzt suchten sie mich plötzlich.

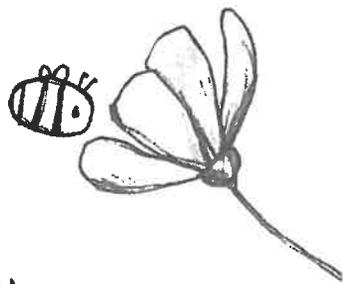
Randolph wohnte in Boston, aber meines Wissens lebten Frederick und Annabeth noch immer in Virginia. Jetzt waren sie allerdings hier und verteilten Flyer mit meinem Namen und meinem Foto. Woher hatten sie überhaupt ein Foto von mir?

In meinem Kopf war alles dermaßen durcheinander, dass ich einen Teil ihres Gesprächs verpasst hatte.

»... Magnus finden«, sagte Onkel Frederick gerade. Er sah auf sein Smartphone. »Randolph ist in dem Obdachlosenheim am South End. Er sagt, da ist er nicht. Wir sollten es im Heim für jugendliche Obdachlose auf der anderen Seite des Parks versuchen.«

M. Kandidatin





Es blumt und blüht

Am Sonntag holte Frau Honig Bo beim ersten Quieker aus seinem Bettchen, damit Hedwig und die anderen einmal ausschlafen konnten.

Als sie ihn über den Flur trug, öffnete sich die Tür vom Jungenschlafzimmer und Karl kam heraus.

»Guten Morgen, Karl, hilfst du mir mit Bo?«, fragte sie den Jungen und er nickte.

Bo streckte seine kleinen Ärmchen nach dem Jungen aus und Karl nahm den Kleinen sofort zu sich. Gemeinsam wickelten und fütterten sie ihn.

Als Bo die Lust am Essen verlor, ließ das Kindermädchen den Löffel zu einem Flugzeug werden. Sie hielt sich die Nase zu und sprach wie eine Flugbegleiterin. Dabei ließ sie den Löffel mit der Hand vor seinem Mund hin und her fliegen.

»Meine Damen und Herren, herzlich willkommen an Bord der Löffel-Air. Bitte schnallen Sie sich an und bleiben Sie sitzen, bis wir unsere Flughöhe erreicht haben.«

Karls Augen begannen zu leuchten. Und Bos leuch-



73

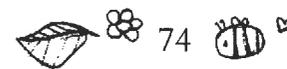
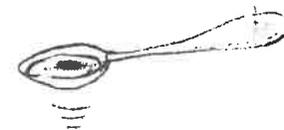
teten sogleich mit. Dann hob der Löffel tatsächlich ab. Er löste sich aus Frau Honigs Hand und flog höher und höher. Einmal um die Lampe herum und wieder auf Bo zu. Der öffnete erstaunt den Mund und der Löffel-Flieger lud seine Breiladung auf seiner Zunge ab.

»Nomal, nomal!«, rief Bo und klatschte begeistert in die Hände.

Karl sah Frau Honig erstaunt an.

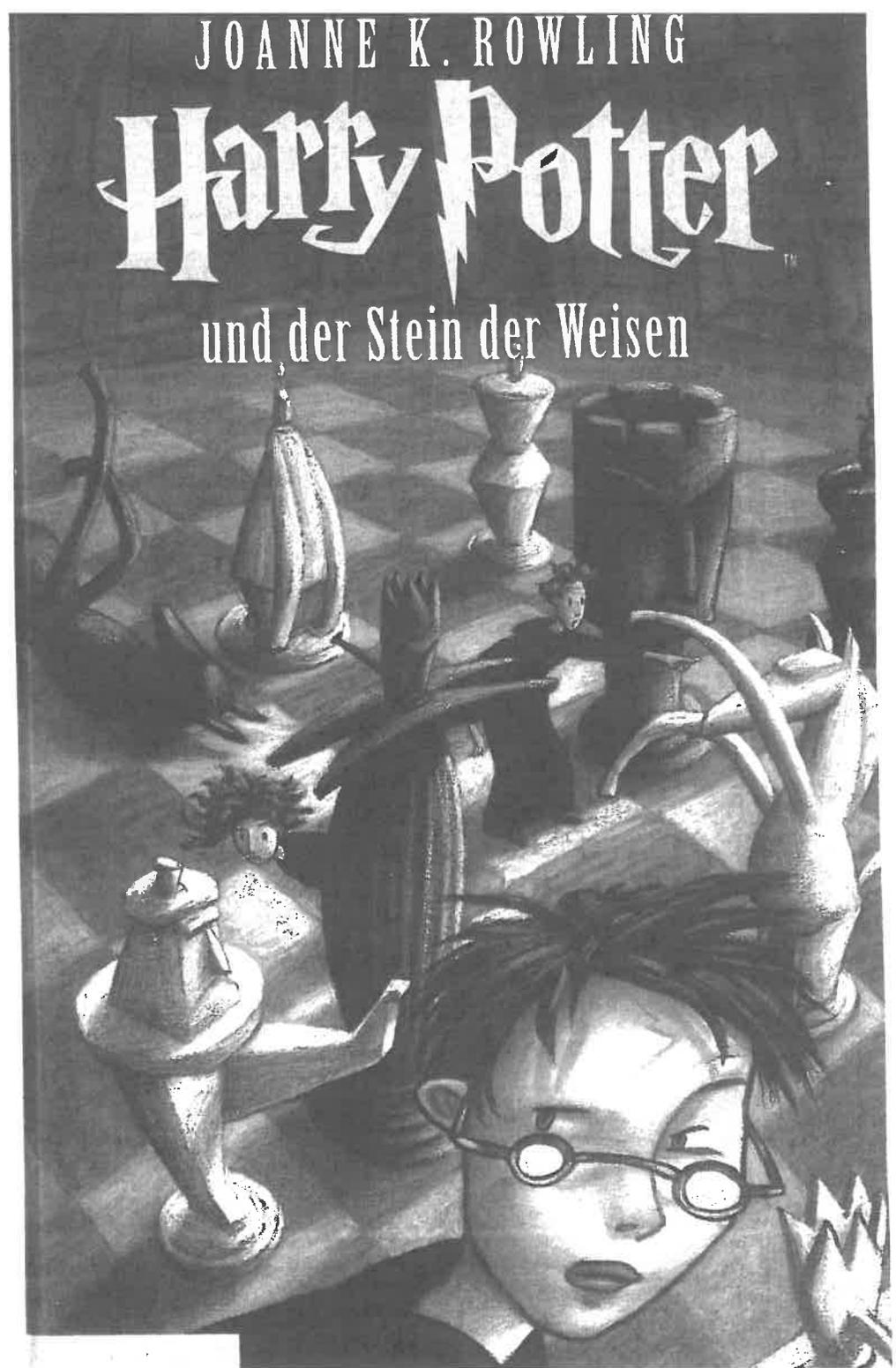
»Ich kann nichts dafür, der fliegt von ganz allein!«, entschuldigte sich das Kindermädchen. Und schon flog der Löffel in den Teller, lud ein wenig Brei auf und sauste erneut nach oben. Diesmal gefiel es ihm wohl so gut an der Decke, dass er gar nicht mehr herunterwollte. Bo lachte erst, doch dann wurde er ungeduldig. Sein Mund stand schon eine ganze Weile erwartungsvoll offen. Der Löffel schwebte an der Decke herum und es schien ihn nicht zu interessieren.

Da schlug die Wanduhr acht mal. Im selben Moment ging oben in Frau Honigs Zimmer die kleine Tür der Kuckucksuhr auf und der Kuckuck flog heraus. Als er das leere Bett bemerkte, flatterte er direkt in den Lüftungsschacht, durch all die Windungen der Rohre bis hinunter in Richtung Speisesaal. Denn er war ja schließlich extra aufgestanden, um Elsa Honig die Uhrzeit mitzuteilen. Kuckucke aus Kuckucksuhren kannten Lüftungsschächte



74

12. Kandidatin



Der Tisch zur Rechten johlte und klatschte, als Hannah aufstand und sich bei den Hufflepuffs niederließ. Harry sah, wie der Geist des fetten Mönchs ihr fröhlich zuwinkte.

»Bones, Susan!«

»HUFFLEPUFF!«, rief der Hut abermals, und Susan schlurfte los, um sich neben Hannah zu setzen.

»Boot, Terry!«

»RAVENCLAW!«

Diesmal klatschte der zweite Tisch von links; mehrere Ravenclaws standen auf, um Terry, dem Neuen, die Hand zu schütteln.

»Brocklehurst, Mandy« kam ebenfalls nach Ravenclaw, doch »Brown, Lavender« wurde die erste neue Gryffindor, und der Tisch ganz links brach in Jubelrufe aus. Harry konnte sehen, wie Rons Zwillingsbrüder pfffen.

»Bulstrode, Millicent« schließlich wurde eine Slytherin. Vielleicht bildete Harry es sich nur ein, nach all dem, was er über Slytherin gehört hatte, aber sie sahen doch alle recht unangenehm aus.

Ihm war allmählich entschieden übel. Er erinnerte sich, wie in seiner alten Schule die Mannschaften zusammengestellt wurden. Immer war er der Letzte gewesen, den man aufrief, nicht weil er schlecht in Sport gewesen wäre, sondern weil keiner Dudley auf den Gedanken bringen wollte, dass man ihn vielleicht mochte.

»Finch-Fletchley, Justin!«

»HUFFLEPUFF!«

Bei den einen, bemerkte Harry, verkündete der Hut auf der Stelle das Haus, bei anderen wiederum brauchte er eine Weile, um sich zu entscheiden. »Finnigan, Seamus«, der rotblonde Junge vor Harry in der Schlange, saß fast eine Minute lang auf dem Stuhl, bevor der Hut verkündete, er sei ein Gryffindor.

»Granger, Hermine!«

Hermine ging eilig auf den Stuhl zu und packte sich den Hut begierig auf den Kopf.

»GRYFFINDOR!«, rief der Hut. Ron stöhnte.

Plötzlich überfiel Harry ein schrecklicher Gedanke, so plötzlich, wie es Gedanken an sich haben, wenn man aufgeregt ist. Was, wenn er gar nicht gewählt würde? Was, wenn er, den Hut auf dem Kopf, eine Ewigkeit lang nur dasäße, bis Professor McGonagall ihm den Hut vom Kopf reißen und erklären würde, offenbar sei ein Irrtum geschehen und er solle doch besser wieder in den Zug steigen?

Neville Longbottom wurde aufgerufen, der Junge, der ständig seine Kröte verlor. Auf dem Weg zum Stuhl stolperte er und wäre fast gestürzt. Bei Neville brauchte der Hut lange, um sich zu entscheiden. Als er schließlich GRYFFINDOR rief, rannte Neville mit dem Hut auf dem Kopf los, und er musste unter tosendem Gelächter zurücklaufen und ihn »McDougal, Morag« übergeben.

Malfoy stolzierte nach vorn, als sein Name aufgerufen wurde, und bekam seinen Wunsch sofort erfüllt: Kaum hatte der Hut seinen Kopf berührt, als er schon »SLYTHERIN!« rief.

Malfoy ging hinüber zu seinen Freunden Crabbe und Goyle, offensichtlich zufrieden mit sich selbst.

Nun waren nicht mehr viel Neue übrig.

»Moon« ..., »Nott« ..., »Parkinson« ..., dann die Zwillingsmädchen, »Patil« und »Patil« ..., dann »Perks, Sally-Anne« ... und dann, endlich –

»Potter, Harry!«

Als Harry vortrat, entflammten plötzlich überall in der Halle Feuer, kleine, zischelnde Geflüsterfeuer.

»Potter, hat sie gesagt?«

»Der Harry Potter?«

Das Letzte, was Harry sah, bevor der Hut über seine Augen herabsank, war die Halle voller Menschen, die die Hälse reckten, um ihn gut im Blick zu haben. Im nächsten Moment sah er nur noch das schwarze Innerer des Huts. Er wartete.

»Himm«, sagte eine piepsige Stimme in seinem Ohr. »Schwierig. Sehr schwierig. Viel Mut, wie ich sehe. Kein schlechter Kopf außerdem. Da ist Begabung, du meine Güte, ja – und ein kräftiger Durst, sich zu beweisen, nun, das ist interessant ... Nun, wo soll ich dich hinstecken?«

Harry umklammerte die Stuhllehnen und dachte: »Nicht Slytherin, bloß nicht Slytherin.«

»Nicht Slytherin, nein?«, sagte die piepsige Stimme. »Bist du dir sicher? Du könntest groß sein, weißt du, es ist alles da in deinem Kopf, und Slytherin wird dir auf dem Weg zur Größe helfen. Kein Zweifel – nein? Nun, wenn du dir sicher bist – dann besser nach GRYFFINDOR!«

Harry hörte, wie der Hut das letzte Wort laut in die Halle rief. Er nahm den Hut ab und ging mit zittrigen Knien hinüber zum Tisch der Gryffindors. Er war so erleichtert, überhaupt aufgerufen worden und nicht nach Slytherin gekommen zu sein, dass er kaum bemerkte, dass er den lautesten Beifall überhaupt bekam. Percy der Vertrauensschüler stand auf und schüttelte ihm begeistert die Hand, während die Weasley-Zwillinge riefen: »Wir haben Potter! Wir haben Potter!« Harry setzte sich an einen Platz gegenüber dem Geist mit der Halskrause, den er schon vorhin gesehen hatte. Der Geist tätschelte ihm den Arm, und Harry hatte plötzlich das schreckliche Gefühl, den Arm gerade in einen Eimer voll eiskalten Wassers zu tauchen.

Er hatte jetzt eine gute Aussicht auf den Hohen Tisch der Lehrer. Am einen Ende, ihm am nächsten, saß Hagrid, der seinen Blick erwiderte und mit dem Daumen nach oben

zeigte. Harry grinste zurück. Und dort, in der Mitte des Hohen Tisches, auf einem großen goldenen Stuhl, saß Albus Dumbledore. Harry erkannte ihn von der Karte wieder, die er im Zug aus dem Schokofrosch geholt hatte. Dumbledores silbernes Haar war das Einzige in der ganzen Halle, was so hell leuchtete wie die Geister. Harry erkannte auch Professor Quirrell, den nervösen jungen Mann aus dem Tropfenden Kessel. Mit seinem großen purpurroten Turban sah er sehr eigenartig aus.

Jetzt waren nur noch drei Schüler übrig, deren Haus bestimmt werden musste. »Turpin, Lisa« wurde eine Ravenclaw. Dann war Ron an der Reihe. Mittlerweile war er blassgrün im Gesicht. Harry kreuzte die Finger unter dem Tisch, und eine Sekunde später rief der Hut »GRYFFINDOR!«.

Harry klatschte wie die andern am Tisch laut Beifall, als Ron sich auf den Stuhl neben ihm fallen ließ.

»Gut gemacht, Ron, hervorragend«, sagte Percy Weasley wichtiguerisch über Harrys Kopf hinweg, während »Zabini, Blaise« zu einer Slytherin gemacht wurde. Professor McGonagall rollte ihr Pergament zusammen und trug den Sprechenden Hut fort.

Harry blickte hinab auf seinen leeren Goldteller. Jetzt erst überkam ihn auf einmal gewaltiger Hunger. Die Kürbispasteten schien er schon vor einer Ewigkeit verspeist zu haben.

Albus Dumbledore war aufgestanden. Mit einem strahlenden Lächeln blickte er in die Runde der Schüler, die Arme weit ausgebreitet, als ob nichts ihm mehr Freude machen könnte, als sie alle hier versammelt zu sehen.

»Willkommen!«, rief er. »Willkommen zu einem neuen Jahr in Hogwarts! Bevor wir mit unserem Bankett beginnen, möchte ich ein paar Worte sagen. Und hier